

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

106)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Dann kam Jules, der jüngste Froment, verheiratet mit Céline, der Tochter von Arsène Lenfant und Eulalia Laboque, mit ihrem sechsjährigen Söhnchen Richard, einem engschönen Jungen, der des Großvaters Lucas Augapfel war. Und die ganze übrige Verwandtschaft reihte sich um den Tisch, an welchem die einst feindlichen Rassen am innigsten verschmolzen waren: das Blut der Froment, der Boisgefin, der Delaveau war hier vermengt mit dem der Bonnaire, der Laboque, der Lenfant, mit der Arbeit, dem Handel und dem Ackerbau — ein Musterbild der sozialen Verbrüderung, aus welcher die neue Stadt, das Beauclair der Gerechtigkeit und des Friedens hervorgegangen war.

Als Nagu sich näherte, vergoldete ein letzter Strahl der untergehenden Sonne den ganzen Tisch, und die Rosenkränze, das Silbergerät, die hellen Seidenkleider und die diamantgeschmückten Haare der Frauen erglänzten hell wie in einem Glorionschein. Aber was diesem Abschiedsgruß des für kurze Zeit scheidenden Gestirns eine besondere Heiterkeit lieh, das war das massenhafte Herbeiflattern der kleinen Vögel, die sich noch ein letztes Mal auf dem Tisch niederließen, ehe sie in den Bäumen zur Ruhe gingen. Sie kamen in so dichten Schwärmen herbeifloggen, daß der Tisch von ihnen bedeckt war wie von einem Schneefall kleiner lebender, warmer Federu. Die am Tisch Sitzenden nahmen einige der Tierchen in die Hand, streichelten sie und ließen sie wieder frei. Diese Zutraulichkeit der Vögelchen und Finken hatte etwas unendlich Süßes und Rührendes an sich. Sie bildete das sichtbare Zeichen und Symbol des Bündnisses aller Lebewesen, des allgemeinen Friedens zwischen Menschen, Tieren und Dingen.

„Großvater Lucas!“ rief der kleine Richard, „sieh doch nur, eine Grasmücke trinkt Wasser aus Großmutter Jofinens Glas!“

Lucas, der Städtegründer, war von diesem niedlichen Schauspiel innig erfreut. Das Wasser in dem Glas war etwas von dem reinen, frischen Wasser, das er zwischen den Felsen der Monts Bleus gefaßt hatte, und das seiner ganzen Stadt mit ihren Gärten, ihren baumbepflanzten Straßen, ihren sprudelnden Brunnen das Leben gegeben zu haben schien. Er nahm das Glas, hielt es in die purpurne Sonne und sagte:

„Jofine, Du mußt trinken, auf das Wohl und Gedeihen unsrer glücklichen Stadt!“

Und als Jofine, die unter ihren weißen Haaren das liebende, zärtliche Weib geliebt war, mit lächelndem Munde genippt hatte, trank auch er und sagte wieder:

„Auf das Wohl und Gedeihen unsrer Stadt, die heute ihr Fest feiert! Auf daß sie immerzu wachse und blühe, in Freiheit, Wohlfahrt und Schönheit, auf daß sie die ganze Erde erobere dem Werke der Eintracht aller Menschen!“

Zu der Sonne, die ihn mit einem Strahlentränze umgab, stand er herrlich da, noch immer jung und kraftvoll, voll Zuversicht und voll frohen Glücks über das Erreichte. Ohne Stolz und ohne Deklamation gab er seiner Freude Ausdruck, daß er sein Werk endlich verwirklicht und lebenskräftig vor sich sah. Er war der Gründer, der Schöpfer, der Vater, und dieses ganze fröhliche Volk, alle die Gäste an allen den Tischen, an denen man nebst der Arbeit die Fruchtbarkeit des Sommers feierte, waren seine Freunde, seine Verwandten, seine sich unablässig vergrößernde, immer blühender gedeihende, sich immer liebender zusammenschließende Familie. Und laute, jubelnde Zurufe antworteten ihm, der lieberfüllte Weisheitspruch, den er der Stadt gewidmet hatte, stieg in die Luft empor und pflanzte sich brausend von Tisch zu Tisch fort bis in die entlegenen Gassen. Alle hatten sich erhoben, stießen mit den Gläsern an, tranken auf das Wohl Lucas' und Jofinens, jubelten ihr zu, der Erlösten, als Gattin und Mutter hoch Erhobenen, und ihm, dem Erlöser, der, um

sie zu retten, die ganze jammervolle Welt der Lohnsklaven aus dem Elend und der Ungerechtigkeit errettet hatte. Es war ein hinreißend schöner Augenblick, ein Augenblick der Begeisterung, der leidenschaftlichen Dankbarkeit der ungeheuren Menge, es war die Belohnung für so viel Zurecht und Thakraft, der Eingang zum Ruhm und zur vergötternden Liebe aller.

Zitternd und bleich stand Nagu da, kaum im Stande, sich auf den Beinen zu erhalten unter dem brausenden Sturm der Begeisterung. Er konnte den Glanz der Schönheit und Güte nicht ertragen, in welchem Lucas und Jofine erstrahlten. Er wich zurück, er taumelte, er war im Begriffe zu entfliehen, als Lucas, der ihn bemerkt hatte, sich an Bonnaire wendete.

„Ah, lieber Freund, nur Sie fehlten noch, daß meine Freude vollständig sei, denn Sie waren der tapferste, der klügste, der seelentärkteste Arbeiter am Werke, und man darf mich nicht feiern, ohne auch Sie zu feiern! Und sagen Sie mir, wer ist der Alte an Ihrer Seite?“

„Ein Fremder.“
„Ein Fremder? Er trete doch näher, er breche mit uns das Brot unsrer Felder, er trinke das Wasser unsrer Quellen! Unse Stadt bietet Willkomm und Frieden allen Menschen. Jofine, rücke ein wenig zur Seite, und Sie, guter Freund, den wir nicht kennen, kommen Sie näher, setzen Sie sich zwischen mich und meine Frau, denn wir wollen in Ihnen alle unsre unbekanntenen Brüder der andern Städte der Welt ehren.“

Aber wie von heiligem Entsetzen ergriffen, wich Nagu zurück.

„Nein, nein! Ich kann nicht!“

„Warum nicht?“ fragte Lucas sanft. „Wenn Sie weit gewandert, wenn Sie ermattet sind, wo werden Sie hier Hilfe und Pflege finden. Wir verlangen weder Ihren Namen noch Ihre Vergangenheit zu kennen. Bei uns ist alles Vergangene verziehen, nur die Brüderlichkeit herrscht hier, das Glück eines jeden ruht im Glück aller. Liebe Frau, sage doch auch Du ihm dasselbe, von Deinen Lippen wird das wohl sanfter und überzeugender klingen, was ihn von den meinigen nur zu erschrecken scheint.“

Da sprach Jofine:
„Hier, lieber Freund, unser Glas, warum wollen Sie nicht auf unsre Gesundheit und auf die Ihrige trinken? Sie kommen von weit her, und Sie sind unser Bruder, es wird uns zur Freude dienen, unsre Familie noch zu erweitern. Es ist jetzt Sitte in Beauclair, sich an den Festtagen den Friedensfuß zu geben, der alles Ueble tilgt. Nehmen Sie und trinken Sie, um der Alliebe willen!“

Aber wieder wich Nagu zurück, noch bleicher und zitternder, voll Entsetzen vor der Entweihung zurückschauernd.

„Nein, nein! Ich kann nicht!“

Mhnten Lucas und Jofine in diesem Augenblicke die Wahrheit, erkannte sie den Elenden, der zurückgekommen war, um nur noch mehr zu leiden, nachdem er so lange sein wüstes Dasein hingeschleppt hatte? Sie sahen ihn mit ihren von Glück und Güte erfüllten Augen an, in denen ein Ausdruck mitleidiger Trauer erschien. Dann sagte Lucas:

„Gehen Sie denn nach ihrem Gefallen, wenn Sie nicht mit zu unsrer Familie gehören wollen, in der Stunde, da sie sich von allen Seiten vereinigt und zusammenschließt. Sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie sie in eins verschmilzt, die Tische reihen sich aneinander, sie bilden alle bald nur einen einzigen Tisch für eine ganze Stadt von Brüdern!“

Und in der That, die Tischgenossen gingen an, zusammenzurücken, jeder Tisch schien sich zum nächsten hinzubewegen und allmählich stießen alle Tische aneinander, wie dies immer bei den Sommerfesten an schönen Juni-Abenden geschah. Das machte sich ganz natürlich, die Kinder dienten zuerst als Boten, indem sie von Dessert zu Dessert liefen, und dann trachteten die infolge ihrer Heiraten zerstreuten Mitglieder einer Familie, sich zu vereinigen, sich Seite an Seite zusammenzufinden. Wie hätten Séverin Bonnaire an dem Tische der Bonnaire, Jos Bonnaire an dem der Bourron und Antoinette Bonnaire an dem Lucas' sich nicht zum väterlichen Tische hingezogen fühlen sollen, wo ihr ältester Bruder Lucien saß? Und die Froment, die zerstreut waren wie in verschiedene

Furchen geworfener Samen, Charles bei den Bonnaires, Theresie und Pauline bei den Morsain, wie hätten sie nicht, die andern mit sich ziehend, der Sehnsucht nachgeben sollen, sich an die Seite des Vaters, des Gründers und Schöpfers zu begeben? Und da entrollte sich denn das wunderbare Schauspiel, daß die Tische sich in Bewegung setzten, zu einander stießen, sich vereinigten, bis schließlich alle nur einen einzigen Tisch bildeten über das ganze Gebiet der frohen Stadt. Längs der baumbepflanzten Straßen, vor den Thüren der festlichen Häuser saßen alle bei einem einzigen gemeinschaftlichen Mahle, das Pfingstfest dieses brüderlichen Volkes endete, während die Sterne freundlich herabblickten, in einem Niesenabendmahle aller auf denselben Tisch, unter denselben aufgestreuten Rosenblättern. Die ganze Stadt verwandelte sich in einen ungeheuren Bankettsaal, die Familien vermengten sich, verschmolzen in eine einzige Familie, derselbe Atem hob aller Brust, dieselbe Liebe schlug in allen Herzen. Von dem weitgespannten reinen Himmel sank ein köstlicher Friede herab, der harmonische Einklang der Welten und der Menschen.

Bonnaire hatte sich passiv verhalten, aber er hatte keinen Blick von Nagu gewandt, in dem er jetzt die erwartete Wandlung sich vollziehen sah, nach diesem Tage, dessen wunderbare Erscheinungen ihn immer mehr erschüttert hatten, bis dieses glänzende Finale ihn vollends mit Schrecken erfüllte und vernichtete. Als er ihn nun so gebrochen und wartend sah, faßte er ihn bei der Hand.

„Komm, gehen wir ein wenig, die Abendluft ist so milde! Sag mir, glaubst Du nun an unser Glück? Du siehst, daß man arbeiten kann und glücklich sein, denn die Daseinsfreude, die Gesundheit, des Leben selbst liegt in der Arbeit. Arbeiten heißt leben, nichts andres. Und es hat einer quälerischen und lebensfeindlichen Religion bedurft, um die Arbeit zum Fluch zu stempeln und die Paradieseligkeit im ewigen Nichtsthum zu suchen! Die Arbeit ist nicht unsre Gebieterin, sondern der Atem in unsrer Brust, das Blut in unsern Adern, der einzige Daseinszweck, kraft dessen wir lieben, Kinder zeugen, die unsterbliche Menschheit bilden.“

Aber Nagu war so besiegt, so todesmatt, daß er auch zum Widerreden keine Kraft mehr fand.

„O, laß mich, laß mich! Ich bin ein Feigling, — ein Kind hätte mehr Mut gehabt — ich verachte mich selbst!“

Dann leiser:

„Ich war gekommen, um sie beide zu töten . . . O, die endlose Reise über Berge und Thäler, durch unbekannte Länder, auf staubigen Straßen, jahrelang — immer nur vorwärts getrieben von der Wit im Herzen, von dem einen Vorsatz: nach Beauclair zurückzukehren, diesen Mann und dieses Weib wieder aufsuchen und ihnen das Messer in den Leib reinen, dessen ich mich damals so schlecht bedient hatte! . . . Und nun hast Du mich einen Tag lang zerstreut, und nun habe ich vor ihnen gezittert und bin zurückgewichen wie ein Feigling, da ich sie schön, so groß, so strahlend sah!“

Bonnaire war erbebt bei diesem Geständnis. Schon gestern hatte er den verbrecherischen Vorsatz geschut in dem Schauer, der ihn beim Anblick Nagus durchzief. Aber angesichts der Gebrochenheit des Glenden erfaßte ihn Mitleid.

„Komm, Du armes Geschöpf. Schlafe heute noch bei mir. Morgen werden wir weiter sehen.“

„Noch einmal bei Dir schlafen? O nein! Ich muß fort, gleich fort!“

„Aber Du kannst unmöglich jetzt fort, Du bist zu matt, zu schwach! Warum willst Du nicht bei uns bleiben? Du wirst unser Glück ganz kennen lernen und wirst den Frieden finden.“

„Nein, nein, nein! Ich muß fort, gleich fort! Der Löpfer hat es mir gesagt, und er hat recht: ich gehöre nicht zu Euch!“

Und im Tone eines Befohlenen, mit dumpfer Wut setzte er hinzu:

„Ich kann Euer Glück nicht mit ansehen. Ich würde zu viel Qualen ausstehen!“

Da drang Bonnaire nicht länger in ihn, auch er war von Widerwillen und Grauen ergriffen. Schweigend führte er Nagu in sein Haus zurück, und dieser nahm seinen Rod und seinen Sack wieder auf. Kein Wort mehr, keine Abschiedsgebärde wurde zwischen ihnen gewechselt. Und Bonnaire sah dem Manne nach, dem elenden, gebrochenen Greise, wie er schwanken Schrittes von daunen ging und bald in der Nacht verschwand.

Aber Nagu konnte dem festlichen Beauclair nicht so rasch

entgehen. Er drang langsam in die Schlucht von Oras ein und stieg mühselig Schritt für Schritt durch die Felsen der Monts Bleuses hinan. Jetzt sah er, sich umwendend, die Stadt zu seinen Füßen liegen. Der dunkelblaue, unermesslich weite Himmel funkelte von Sternen. Und in der linken, schönen Ziminacht dehnte sich unten die Stadt, auch sie, gleich einem zweiten Himmel, von zahllosen kleinen Gestirnen besät. Es waren die Tausende und Tausende elektrischer Lampen, die auf den festlichen Tischen im Freien entzündet worden waren. Diese Tische sah er bei jeder Biegung immer wieder vor sich, in langen Flammenlinien die Finsternis bestegend. Sie verlängerten sich, sie erfüllten den ganzen Horizont. Und er hörte Gesang und Lachen heraufstöhnen, er war noch immer Zeuge dieses Niesenfestes eines ganzen Volkes, das als eine einzige liebende Familie an demselben Tische saß.

Er floh vor diesem Anblick, stieg immer höher und sah, so oft er sich umwendete, die Stadt immer leuchtender, immer herrlicher vor sich liegen. Er stieg weiter und weiter. Aber je höher er kam, desto mehr schien die Stadt sich zu dehnen und zu weiten, sie nahm die ganze Ebene ein, sie wurde der Himmel selbst mit seiner dunkelblauen Fläche und seinen funkelnden Sternen. Das Lachen und der Gesang klangen heller zu ihm herauf, die große menschliche Familie feierte das Freudenfest der Arbeit auf der fruchtbaren Erde. Da wandte er sich ein letztes Mal und ging lange, lange, bis er sich in den Schatten der Nacht verloren hatte.

V.

Und wieder gingen Jahre hin. Und der Tod, der rastlose Arbeiter am ewigen Leben, that sein notwendiges Werk und nahm einen nach dem andern die Menschen hinweg, die ihre Lebensaufgabe erfüllt hatten. Erst schied Bourron, und nach ihm seine Frau Babette, bis zu ihrem letzten Atemzuge voll froher Laune. Dann kam die Reihe an Dada, dann an Blanche mit den strahlenden, unergründlich tiefen, himmelblauen Augen. Lange starb, nachdem er zuletzt noch ein kleines Fingerringchen, eine reizende Mädchengestalt mit nackten Füßen, die Barfuß glich, vollendet hatte. Nanel und Nise hauchten, noch nicht alt geworden, ihren Atem in einem Kusse aus. Und endlich sank auch Bonnaire dahin, aufrecht vom Tode gefaßt wie ein Held, mitten im Drausen der Arbeit, als er eines Tages sich in die Werkstätten begeben hatte, um einen neuen Niesenhammer an der Arbeit zu sehen, der mit jedem Schlage ein Stück schmiedete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus den Anfängen des amerikanischen Zeitungswesens.

Der Auf, dessen sich die amerikanische Presse in der alten Welt erfreut, ist herzlich schlecht und in der That treten die Auswüchse des kapitalistisch betriebenen Zeitungswesens kaum irgendwo so abschreckend zu Tage, wie jenseits des großen Wassers. Inbes hat auch auf diesem Gebiete die Kulturentwicklung der Vereinigten Staaten mindestens eine großartige Seite aufzuweisen: nämlich die erstaunliche Schnelligkeit, mit der die amerikanische Presse zu ihrer gegenwärtigen riesigen Entfaltung aus dem Nichts entstanden ist. Ihre Anfänge liegen der Gegenwart so viel näher, als bei uns, daß wir sie bis auf den ersten Ursprung verfolgen können, was ein interessantes Miniaturebild amerikanischer Zustände urwüchsigster Art vor der Unabhängigkeitserklärung bietet. Wir würden freilich trotzdem weniger gut über die Entstehungsgeschichte der amerikanischen Presse unterrichtet sein, wenn sie nicht aufs engste verknüpft wäre mit dem Lebenslauf jenes großen Mannes, der nach einem lateinischen Vers auf ihn „dem Himmel den Blick und das Scepter den Tyrannen entriß“, Benjamin Franklins. Dieses vielseitige Genie, das, nicht genug mit seinen unsterblichen Verdiensten um die amerikanische Freiheit, auch noch die Zeit fand, sich der mannigfaltigsten wissenschaftlichen Thätigkeit hinzugeben, vor allem den Bligableiter zu erfinden, begann seine Laufbahn als einfacher Schriftsetzer. Sein Vater, ein ehrbarer Seifenfieder mit 13 lebenden Kindern, gab den jungen Benjamin, als er 12 Jahre alt war, wegen seiner Vorliebe für Bücher bei dem älteren Bruder James in die Lehre, der sich 1717 in Boston als Drucker niedergelassen hatte. Presse und Typen dazu hatte er aus England mitgebracht; denn in ganz Amerika waren derartige Dinge nicht zu haben. James Franklin sah 1720 den kühnen Entschluß, eine Zeitung herauszugeben. Bis dahin hatte es nur eine einzige, den „Boston News-Printer“ in Amerika gegeben, und das war nach An-

Kleines Aeuilleton.

— Einen alldentschen „Sprach-Philister“ läßt Brentano einmal in einer Abhandlung gegen die Puristen der deutschen Sprache auftreten. Die Abhandlung stammt aus dem Jahre 1810, also aus der Zeit, in der Leute wie Jenne, Jahn und Heinsius mit aller Macht und mit allen Mitteln das Deutschthum zu „heben“ trachteten. Reinhold Steig teilt in seinem Buche „Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe“ (Berlin und Stuttgart. W. Speemann) eine Stelle aus dieser Abhandlung mit: „Mir ist (schreibt Brentano) neulich einer in der Allee begegnet, und als ich ihn fragte, wo er hinpazierte, sagte er: „Ich lustwandle nicht, sondern gehe die Wandelbahn hinab, weil ich ein Steldichein mit einer gattentoten Frau hier habe, mit der ich in die Zusammenstimmung gehe.“ Ich sagte zu ihm: „Sie wollen wohl die Witwe durch das Konzert in ihrer Melancholie trösten, durch Trompeten, Violin- und Flöten-Geläch?“ „Ja,“ erwiderte er, „ich sprach heute morgen zu ihr die Worte Vohsens! „Reuch aus den Klausrod Deiner Drangsal und puge Dich und eile flugs dorthin, wo bald den hellen Klanglaal durchströmet Erz und Darm und Bug.“ Hieranf fragte ich ihn, ob er musikalisch sei.“ „Ja,“ sagte er, „ich bin etwas kunstschallend.“ „Was spielen Sie für ein Instrument?“ „Der Schallwerkzeuge, die ich spiele, sind viele: ich blase etwas auf dem Erzschalrohr und zur Abwechselung auf dem Tiefstnippel, auch blase ich Hochholz und Hellholz, streide auf der Hals- und Kniegeige und schlage das Tasten-Hadebrett.“ „Das ist alles, was man verlangen kann von einem Dilettanten!“ „Ja, ich bin aber auch ein großer Vergnügling!“ Dann verabschiedeten wir uns.“ —

— Das Erröten vor Gericht. Dr. Hanns Groß schreibt in seiner „Kriminalpsychologie“: Das Erbleichen hat von jeher weniger die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen, weil es seltener und weniger auffallend ist; daß das Erbleichen wie simuliert werden kann, wie es häufig bei der Besprechung von Simulationen (namentlich bei Epilepsie) behauptet wird, ist gewiß nicht richtig, da es einen besonderen physiologischen Versuch, den sogenannten Müller'schen giebt, der künstliches Erbleichen bewirkt. Distinguirerenden Wert hat das Erbleichen gar keinen, da einer gerade so aus Schrecken über seine Entlarvung als Thäter wie aus Wut über die ungerechte Verdächtigung bleich werden kann.

Uebliches erleben wir beim Erröten; es besteht in einer Art vorübergehender Lähmung der Nerven, die in der Wandung kleiner Arterien endigen, wodurch die Muskelasern der Gefäße erschlaffen, die dadurch infolge des Blutdruckes stärker gefüllt werden. Auch das Erröten kann von einzelnen Personen willkürlich erzeugt werden. Für Schuld oder Unschuld beweist das Erröten absolut nichts, da es eine große Menge von Menschen giebt, die ohne die mindeste Ursache sich schuldig zu fühlen, rot werden können. Selbstbeobachtung ist auch hier das Vorsehendste, und wer sich daran erinnert, wesswegen er selbst erröte, der wird den Wert des Phänomens gering genug veranschlagen. Ich selbst gehörte nicht bloß als Kind, sondern weit über die Studienjahre hinaus zu den Unglücklichen, die auch schuldlos glührot werden konnten. So wie es mir in oft peinlicher Weise geschehen ist, wird es zahlreichen Menschen ergangen sein, und deshalb ist es unbegreiflich, daß heute noch so oft dem Erröten forensischer Wert zugeschrieben wird.

Merkwürdig ist eigentlich, wie Darwin (in seinem Werke „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen“) ausführt, der somatische Verlauf des Errötens. Weinake immer geht dem Erröten selber ein rasches Augenblinzeln voraus, wie zur Abwehr des steigenden Blutes von den Augen, dann werden meistens die Augen niedergeschlagen, auch wenn Jörn oder Kerger die Ursache ist, und dann steigt die Röthe meistens unregelmäßig und scheidig auf, um sich erst allmählig auszugleichen. Will man dem Betreffenden das Erröten ersparen, so ist dies nur im ersten Stadium, etwa beim Augenblinzeln möglich, und zwar dadurch, daß man keine Notiz davon nimmt, ihn nicht ansieht und gleichgültig weiterpricht. Dies hat mitunter praktischen Wert, da sehr viele Leute durch ihr Erröten in größte Verwirrung geraten und bestimmt nicht wissen, was sie reden, während sie rot geworden sind; nicht etwas Drittes ist die Ursache sowohl des Errötens als auch die Verwirrung, sondern wirklich das Erröten ist die Ursache der Verwirrung. Dies kann zweifellos durch jeden bestätigt werden, der die angenehme Eigenschaft des Rotwerdens besitzt und daher in der Sache erfahren ist. Ich würde es niemals wagen, aus einer Aeußerung Kapital zu schlagen, die jemand in diesem Zustand gemächt hat. —

Kunst.

— Der französische Bildhauer August Rodin erzählte unlängst einem Pariser Maler, daß er seinem Körper experimentiere und zwar solcher Art, daß er verschiedene Speisen und Getränke zu sich nehme, die in ihm verschiedene Gefühle, Gedanken und Stimmungen auslösen. „Wenn ich scharf sehen will“, sagte Rodin zu dem Maler, „trinke ich Whisky.“ Es ist dann, als würde sich mein Auge zu einem starken photographischen Objektiv verwandeln, als verlöre es alles Menschliche, nur noch klar mechanisch schauend, wie ein Apparat funktionierend. Darum trinke ich Whisky, wenn ich scharf umrissen zeichnen will. Brauche ich eine andre Fähigkeit, eine andre Stimmung, so trinke ich andre alkoholische Destillate. Ich habe schon die verschiedensten Getränke versucht, in der einfachen Form, in der man sie gewöhnlich im

sicht von Franklins Freunden vollaus genug, die darum dem neuen Unternehmen sicheren Ruin voraussagten. Aber der „New England Courant“ erschien und hatte Erfolg. James Franklin entfaltet dabei eine äußerst vielseitige Thätigkeit, denn nicht nur, daß er Eigentümer und Geschäftsleiter war, er war sein eigener Redakteur, er setzte und druckte das Blatt. Bei den beiden letzteren Thätigkeiten half ihm sein Lehrling Benjamin, der außerdem die Zeitungen an die Abonnenten austrug. Unter den Mitarbeitern der Zeitung scheinen eben keine Genies gewesen zu sein; sonst hätten sie kaum in gemeinsamen Kriegsrat eine Anzahl anonym unter die Druckereithüre geschobener und mit verstellter Hand geschriebener Arbeiten Benjamin Franklin, der bei aller genialen Anlage doch erst 14 Jahre zählte, der Ausnahme für würdig befinden können. Der Knabe brachte es aber bald noch weiter. Wegen eines mißliebigen politischen Artikels ließ die gesetzgebende Versammlung von Massachusetts den älteren Franklin verhaften und hielt ihn, um die Nennung des Verfassers zu erzwingen, einen Monat lang gefangen. In dieser Zeit besorgte Benjamin, der auch vernommen worden war, selbstredend vergeblich, die sämtlichen Geschäfte des Blattes: redigierte, setzte, druckte es und trug es aus. Als die gesetzgebende Versammlung James Franklin schließlich laufen ließ, gab sie ihm, um sein Blatt zu unterdrücken, den Befehl, er solle nicht länger die Zeitung drucken, die sich den „New England Courant“ nenne. Um diesen ruinösen Maaß zu umgehen, wurde das Blatt von nun ab auf den Namen des jungen Benjamin gedruckt. Zu dem Zwecke mußte sein Lehrlingskontrakt annulliert werden, der ihn auf nicht weniger als 9 Jahre — erst im letzten sollte es Lohn geben — an seinen Bruder fesselte. Ingeheim freilich wurde ein neuer aufgesetzt. Als sich aber Benjamin Franklin schließlich mit seinem brüderlichen Lehrherrn, der ihn im Jörn öfter zu prägen beliebt, völlig überwarf, ging er in dem Bewußtsein, daß dieser Geheimvertrag keine bindende Kraft habe, aus dem Haus. Der Bruder schwärzte ihn dafür bei den übrigen Druckern Vohsens an, so daß er keine Arbeit finden konnte mit der Stadt seiner Geburt und seines ersten journalistischen Wirkens insgeheim den Rücken kehren mußte (1723). Diese frühesten Erfahrungen waren bestimmend für sein weiteres Leben. Zunächst allerdings mußte er sich wieder Arbeit als Setzer suchen. Er fand sie in dem Hauptort von Pennsylvania, der Quäkerstadt Philadelphia, bei einem Drucker, der nur über eine alte beschädigte Presse mit einem kleinen abgemigten Satz englischer Lettern verfügte und über ein Talent, schlechte Verse zu machen, die er gleich aus dem Kopf setzte, ohne sie erst niederzuschreiben. Die äble Verfassung des Druckereligenwerbes in Philadelphia brachte Benjamin Franklin auf den Gedanken, sich selbst als selbständigen Drucker niederzulassen, wozu freilich das nötige Kapital erst nach beschafft werden mußte. Zunächst aber ging er 1724 nach Europa hinüber, um sich als Setzer in einer Londoner Druckerei zu vervollkommen. Er besorgte das mit solchem Erfolg, daß, als er 1726 nach zweijährigem Aufenthalt in England nach Amerika zurückkehrte und zunächst wieder bei seinem alten Drucker in Philadelphia Arbeit nahm, er im stande war, für seine Firma Lettern zu gießen, Stiche herzustellen und Druckerwärme anzufertigen: lunter Fertigkeiten, die er zuerst in seiner Heimat ausgeübt und eingeführt hat. Und als die Provinz New Jersey Papiergeld angefertigt haben wollte, war er im stande, der einzige in ganz America, seinem Herrn die nötigen Kupfertafeln herzustellen. Unter solchen Umständen konnte der anfangs der Zwanziger stehende Jüngling wohl auf Erfolg rechnen, als er mit einem Compagnon, dessen Vater ein Kapital von 2000 M. stellte, eine eigene Druckerei begann. Die beiden Partner besorgten sämtliche Arbeit, zunächst hauptsächlich den Druck einer Quäkergeschichte. Bald wurden ihnen auch, weil sie mit noch nicht dagewesener Korrektheit und Eleganz arbeiteten, die Drucksaßen der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvania zur Ausführung übertragen. Auf feste Füße kam das Geschäft, das zunächst mit Schniden zu kämpfen hatte, aber erst, als Franklin an die Herausgabe einer Zeitung ging. Bisher hatte es nur ein Blatt in Philadelphia gegeben, das unter aller Kritik war und sich mit Ach und Krach hielt. Franklin erzählte seinen Gründungsplan unvorsichtigerweise einem guten Freunde, der nichts Eiligeres zu ihm hatte, als Franklins früherem Meister davon zu erzählen. Dieser begann nun schleunigst selber die Herausgabe einer neuen Zeitung, der „Pennsylvania Gazette“. Aber das Unternehmen ging nicht, zumal Franklin in dem älteren Wurstblatt mit seiner beißenden Feder sich darüber lustig machte. Nach dreiviertel Jahren, während deren es bloß 90 Abonnenten gehabt hatte, erstand Franklin es für eine Bagatelle und gab von Nr. 40 ab, seit dem 25. September 1729, die „Pennsylvania Gazette“ heraus, die sich nun rasch entwideltete. Jenes Datum bezeichnet eigentlich den Beginn der Entwicklung modernen Zeitungswezens in America; denn Franklins gewandte Leitartitel verschafften dem Blatt bald eine bedeutende Stellung im öffentlichen Leben von Pennsylvania, wie seine populären Ansätze philosophischen und unterhaltenden Inhalts allgemeinen Anlang fanden. So fand sein Unternehmen bald Nachfolger in anderen Provinzen, worauf er eifrig hinwirkte. Es war in erster Linie sein Verdienst, wenn er 1771 konstatierten konnte, daß es gegenwärtig in America, das 1720 nur eine Zeitung gehabt habe, nicht weniger als 25 gebe. Diese so stolz angeführte Ziffer kommt uns heute komisch klein vor; aber jene 25 Zeitungen haben ganz sicher mehr im Dienste der Freiheit geleistet, als die meisten der Tausende von Blättern, die heute im Lande der Yankee's erscheinen. —

Gandel erhält, und in den kompliziertest komponierten Zusammen-
setzungen, und keine nur ihre Wirkung auf meinen Organismus.
So ist auch mein Leib ein Instrument meiner Kunst geworden,
das ich in einer mir beliebigen Weise zu stimmen vermag, und
das mir Stücke vorspielt, wie ich sie jeweilig von ihm
begehre, hell oder dunkel, laut oder leise, stark oder
schwach. Es ist meine Meinung, daß die modernen Künstler ihren
Leib zu gering schätzen. Ihre Pinzel nicht zu reinigen, die Radier-
radel oder den Steinmeißel vorrostern zu lassen, werden sie sich
hüten; sie werden dieses notwendige Handwerkszeug immer in ge-
höriger Ordnung halten, aber das allernotwendigste Instrument,
den Träger des Geistes, den Körper, pflegen sie nur ober-
flächlich, niemals so sorgfältig, wie es in Anbetracht seiner
Bedeutung geschehen müßte. Ich finde, daß die Künstler
bezüglich der Nahrung und der Genussmittel, die sie ihrem
Körper zuführen, zu wenig psychophysisch vorgehen. Sie essen alles
wahllos in sich hinein, ohne sich um die Wirkung der Essenzen zu
bekümmern, die der feine Apparat der Verdauungsorgane aus dem
Verzehrten bereitet. Sie müßten sich aber darüber klar sein, wie
sehr wichtig alle erzeugten Essenzen im Leib für dessen Funktionen
sind, und daß aus dem Magen die Stimmungen kommen und aus
den Stimmungen die Gedanken und aus diesen wieder Stimmungen.
Die Künstler sind aber in diesen Sachen noch immer wie die Wilden
und essen alles, wenn es nur gut schmeckt. Das ist falsch.“ —

Physiologisches.

— Der Einfluß des Höhenklimas auf den
Stoffwechsel. Unter der Leitung des Physiologen Professor
Jung von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin weilt auf
dem Brienzler Rothorn seit einiger Zeit eine wissenschaftliche
Expedition, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Einflüsse des
alpinen Klimas und der Bergbesteigungen auf den menschlichen
Organismus in exakter Weise festzustellen. Die Expedition ist
mit physiologischen und meteorologischen Meßinstrumenten
ausgerüstet. Die Einflüsse der Witterung, des Trainings-
und aller äußeren Faktoren auf die Leistungsfähigkeit des Körpers und
auf den Stoffwechsel in verschiedenen Berg Höhen sollen wissen-
schaftlich geprüft und festgestellt werden. Als besonders geeignet
wurde für diese Versuche die gleichmäßig ansteigende Bergbahn auf
das Brienzler Rothorn gewählt. Die Professoren mit ihren Assistenten
sind selbst die Versuchsobjekte. Die in Berlin Gemisch-quantitativ
analytischen Nahrungsmittel werden täglich in genau gemessenen
Mengen genossen, die Ex-Produkte zur Kontrolle nach Berlin
versandt, das spezifische Gewicht des Blutes, des Blut-
serums und die Zahl der Blutkörperchen täglich bestimmt;
ebenso wird die ausgeatmete Luft analysiert. In Brienz und
auf dem Rothorn sind chemisch-physiologische Laboratorien
eingerrichtet; drei der Herren sind auf dem Rothorn, vier in Brienz
stationiert; fast täglich laufen sie auf der Bahlinie hinunter und
wieder hinauf und aus der Wägungsdifferenz wird das Schweiß-
quantum bestimmt. Es bedarf einer riesigen Ausdauer und großer
Liebe zur Wissenschaft, wochenlang derartige Versuche an sich selbst
zu machen. Gewisse Versuche werden auch auf acht Hunde aus-
gedehnt, von denen vier auf dem Rothorn und die andern in der
Tierarztschule in Bern untergebracht sind. —

Gesundheitspflege.

— ss. Obst als Durststiller. Es sind nur wenige Dinge,
die vor dem strengen Auge eines modernen Hygienikers volle Gnade
finden, zu diesen gehört aber in erster Linie frisches Obst, voraus-
gesetzt daß es gekühlt ist. Die chemische Untersuchung zeigt aller-
dings, daß die saftigen Früchte eigentlich keinen Nährwert be-
sitzen, weil sie aus wenig mehr bestehen als aus Zellstoff und
einer Lösung von Zucker. Der Gehalt an Zucker schwankt von
17 Prozent in den Weintrauben bis 1,4 Prozent in den
Citronen. Der Gehalt an Wasser ist im Obst stets beträcht-
lich, denn die meisten Sorten bestehen zu Vierfünftel daraus. In
Wassermelonen steigt der Wassergehalt auf 95 Proz., in Limonen
und Erdbeeren beträgt er je 90, in Pfirsichen 88, in Apfelsinen 86,
in Birnen 84, in Nektarinen 83, in Pfäumen und Weintrauben je
80 Proz. Aus diesen Zahlen läßt sich der Schluß ziehen, daß das
Obst eine wichtige Rolle als Durststiller in der Ernährung des
Menschen zu spielen berufen ist. Wer viel Obst isst, braucht ohne
Zweifel weniger zu trinken, und der reichliche Obstgenuß ist zur Ver-
meidung des Durstes besonders zu empfehlen, weil die Früchte die
begehrte Flüssigkeit in einem ganz besonders feinen Geschmack dar-
bieten. Die in heißer Jahreszeit so wichtige Frage, was man trinken
solle, ist also auf Grund einer gesunden physiologischen
Ueberlegung mit dem Sage zu beantworten: eß frisches, reifes und
saftiges Obst. Eigentlich faßt dieser Rat mehrere Forderungen der
Gesundheitslehre in sich, denn die Vermutung ist unabweislich, daß
bei reichlichem Obstgenuß das Verlangen nach alkoholischen Ge-
tränken vermindert wird. Ferner reizt das Obst, obgleich es von
geringem Nährwert ist, den Appetit und befördert die Verdauung.
Ueberdies ist der Saft von frischgeschnittenem Obst völlig frei von
Bakterien, und die Fruchtsäuren haben auch die Neigung, krankheit-
erregende Keime in ihrer Entwicklung zu hemmen. In besonderen
ist das Obst zur Heilung von Skorbut, die auf der Wirkung der
Pflanzen Säuren und der Salze des Fruchtsaftes beruht, von größter
Wichtigkeit. Meist sind diese Säuren noch mit etwas Kali verbunden.

so daß eine Obstkur dem Blut die gesunde alkalische Mischung erhät
und der Ablagerung von Säuren in den Geweben entgegenwirkt,
wie sie bei verschiedenen Krankheiten, z. B. der Gicht, erfolgt. Pfirsiche
und ihre Art, die Nektarinen, enthalten nur eine verschwindende
Menge von Zucker, so daß sie für Gicht- und Zuckerkrante ein aus-
gezeichnetes Genussmittel bilden. Im ganzen muß der Saft einer
gesunden und reifen Baumfrucht als ein ideales Mittel gegen den
Durst in der heißen Sommerzeit betrachtet werden, denn er ist
süßend, erfrischend und von angenehmem Geschmack. —

Aus dem Tierleben.

— Tages- und Nachtschmetterlinge. Die Ursache,
weshalb ein Teil der Schmetterlinge nur am Tage, ein anderer nur
bei Nacht fliegt, ist von P. Bachmeyer ermittelt worden. Man sollte
glauben, daß Licht spielte hierbei eine wichtige Rolle, indessen ist
dieses nicht der Fall, wie schon daraus hervorgeht, daß die Tages-
schmetterlinge nicht gleich nach Sonnenaufgang fliegen und ander-
seits Nachtfalter sich durch starkes elektrisches Licht nicht stören
lassen. Wie die „Mölnische Zeitung“ der „Allgemeinen Zeitschrift
für Entomologie“ entnimmt, hat Bachmeyer vielmehr gefunden,
daß ein ganz anderer Umstand hierbei maßgebend ist. Die Flügel-
muskeln der Schmetterlinge erleiden nämlich bei einer Temperatur-
erhöhung des Körpers derselben eine vorübergehende Lähmung.
Diese tritt bei Tageschmetterlingen bei 45 Grad ein, bei Nachts-
schmetterlingen bisweilen schon bei 33 Grad. Hierzu kommt, daß
die Flugart (das Summen) der letzteren weit mehr Wärme erzeugt
als das Flattern oder Segeln der ersteren; bei jenem beträgt die
Zahl der Flügelschläge auf die Sekunde 8—20, bei diesem selten
mehr als 4. Deshalb bedürfen die Nachtschmetterlinge zum Fliegen
einer niedrigeren Temperatur als die Tageschmetterlinge. Daß jene
nicht bei Nachtzeit der Kältestarre verfallen, erklärt sich dadurch,
daß infolge größerer Körpergröße, starker Behaarung und der
Art des Flügelhaltens die Wärme-Abgabe der Nachtschmetterlinge
erheblich geringer ist als die der andern. Wenn die Tages-
schmetterlinge sich abends bedeutend abgekühlt haben und nicht im
stande sind, zu flattern, ist für die Nachtschmetterlinge infolge lang-
samer Abkühlung die günstigste Temperatur eingetreten. Diese
erhält sich für sie auch trotz des Sinkens der Nachtwärme durch die
Flugart des Summens und durch ihre Behaarung. Letztere fehlt
den Tageschmetterlingen, weil die durch Fliegen entstehende Wärme
rasch ausgestrahlt werden muß, damit der Schmetterling nicht die
Lähmungstemperatur seiner Flügelmuskeln erreicht. —

Humoristisches.

— Keine Autorität. „Da sitzt es, Wasil, da sitzt's im
Kalender drin, daß morgen a Mondfinsternis is!“
„Laß mi aus, Du Valli, das is ja goar koa katholischer
Kalender!“ —
— Aus dem Briefe eines Padsisches. „... Der
Bräutigam meiner Schwester ist ein fürchtar netter Mensch. Jetzt
sind sie täglich auf der Suche nach einer passenden Wohnung, denn
sie heiraten schon im September, eine bei dieser Hitze höchst unau-
genehme Beschäftigung!“
(„Jugend.“)

Notizen.

— Das „Münchener Leberbrett!“ wird vom 1. bis
15. September in Velle-Alliance-Theater ein Gastspiel
veranstalten. —
— Ernestine Schumann-Heink scheidet, nach dem
„Kleinen Journal“, aus dem Verbands der königlichen Schau-
spiele aus. —
— Das Haus von Berthers Lotte in Baylar wird
bei der bevorstehenden Wiederaufführung von Massenets Oper
„Berther“ an der Pariser Komischen Oper in allen
seinen Teilen genau reproduziert werden. —
— Das Mitglied der Wiener Seceffion, der aus-
gezeichnete Landschaftsmaler Eugen Fettel, ist in Triest,
56 Jahre alt, plötzlich am Herzschlag gestorben. —
— Die neueste „Jugend“ bringt als Titelbild den Studien-
kopf zu Stücks Gemälde „Der Krieg“. — Pracht-Sach! —
— Die beiden ersten Nobelpreise, zu je 200 000 Kronen,
wurden dem dänischen Professor Niel H. Finsen und dem russi-
schen Physiologen Pawlow zuerkannt. —
t. Eine neue Wetterwarte soll im Yellowstone
National-Park (Nordamerika) errichtet werden. —
— Ein unterirdischer See wurde in einer Tiefe von
über 100 Metern in der Gegend von Eucla in Westaustralien
entdeckt. —
— Der Aetna erhebt sich in seinem höchsten Punkte 3279 Meter
über dem Spiegel des Mittelmeeres. Der Kraterand besitzt eine
größte Breite von 527 Meter, seine Tiefe war 252 Meter. Die
Höhe des Gipfels ist durch die Eruptionen Veränderungen unter-
worfen. 1869 verzeichnete man 3313 Meter als höchste Erhebung. —
a. Tätowierte Hunde sind die neueste Mode in
Amerika. Worn auf der Brust, wo die Haare nicht dicht stehen,
tragen sie den Namenszug ihres Herrn. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am
Sonntag, den 1. September.